

1 Einleitung

Was braucht es für ein gutes Aufwachsen von Kindern? Was bedeutet in diesem Zusammenhang überhaupt ›gut‹ bzw. aus wessen Sicht und nach welchen – objektiven oder subjektiven (?) – Kriterien kann das Erziehungsprojekt der nächsten Generation überhaupt als gelungen angesehen werden? Evolutionär betrachtet kommt jedes Menschenkind als eine »extra-uterine Frühgeburt« (Portmann, 1951, S. 70) zur Welt, die zunächst v. a. durch eine maximale Schutzbedürftigkeit und Abhängigkeit von externer Fürsorge charakterisiert ist. Die hier aufgeworfene Frage nach entwicklungsförderlichen Fürsorge- und im weiteren Sinn Erziehungsbedingungen erweist sich deswegen aus Kleinkindsicht als geradezu *essenziell* und hat die Menschheit schon seit Jahrhunderten beschäftigt. Gesellschaften haben sich stets Gedanken über Kinder und ›die‹ Kindheitsphase sowie den richtigen Umgang der älteren mit der jüngeren Generation gemacht, wenngleich es hierzu im historischen Verlauf zu keinem einheitlichen Verständnis gekommen ist (Bühler-Niederberger, 2011; Thole et al., 2013). Entsprechend erweist sich auch heute noch eine zufriedenstellende Antwort nach ›der richtigen‹ Pädagogik, insbesondere für emotionalen Halt und Orientierung suchende Eltern oder mit der Kinderbetreuung und -erziehung professionell beauftragte Berufsgruppen, mitunter schwieriger als zunächst angenommen. Einerseits sind im Vergleich zu früher relevante Informationen und Erfahrungsberichte aus unterschiedlichsten Fachgebieten (z.B. der Psychologie, Pädagogik oder Kinderheilkunde) mehr oder weniger flächendeckend (auch digital) verfügbar. Eine kurze Google- oder Amazon-Books-Recherche zum Stichwort ›Kinder brauchen...‹ liefert eine kaum überschaubare Menge an Fachpublikationen und populären Eltern-Ratgebern zu ganz unterschiedlichen Themen und Fragestellungen. Andererseits erreichen die Informationen nicht immer diejenigen Zielgruppen, für welche diese im Alltag wirklich einen

Unterschied ausmachen könnten. Und selbst bildungsaffine und (über-)motivierte Elterngruppen fühlen sich durch die Lektüre zahlreicher Elternratgeber und die sich hierbei mitunter einstellende ›kognitive Übersättigung‹ selten innerlich beruhigter und selbstsicherer im pflegerischen Umgang mit ihrem (ersten) Kind. Auch nach dem allmählichen Hereinwachsen in die elterlichen Aufgaben durch tägliches ›learning-by-doing‹ stellt letztlich jede weitere Alters- und Entwicklungsphase mit einem Kind und seiner individuellen Wesensart eine sich immer wieder täglich aufs Neue stellende Herausforderung dar, für die in Ratgeberliteratur oder im Internet keine erzieherischen ›Patentrezepte‹ zu finden sind.

Es scheint allerdings, dass grundlegende Fragen nach der ›richtigen‹ Erziehung für eine ›gute‹ Kindesentwicklung in den letzten Jahrzehnten vermehrt öffentliche Aufmerksamkeit erfahren haben: in der gesellschaftlichen Wahrnehmung, bei politisch Verantwortlichen und v. a. in wissenschaftlichen Fachdisziplinen, die sich Kindern und ihren äußeren Lebensbedingungen sowie inneren Verfasstheiten widmen. Nicht zuletzt haben neurowissenschaftliche Studien der vergangenen ein bis zwei Dekaden aus einer naturwissenschaftlichen Sicht dafür sensibilisiert, welch nachhaltig schädlichen Einfluss eine mangelhafte oder gar unterlassene Befriedigung physiologischer und insbesondere *psychologischer* Grundbedürfnisse (wie Nähe, Zuwendung, Sicherheit) in frühen Lebensjahren auf die weitere (Gehirn-) Entwicklung von Kindern nehmen kann (Roth & Strüber, 2018; Braun & Meier, 2004; Grawe, 2004; Hüther, 2003).

Warum aber *scheint* dem (zumindest teilweise) nur so zu sein? Zweifelsohne werden im historischen Vergleich Kinder heutzutage, ihre körperlichen und seelischen Grundbedürfnisse, kindliche Entwicklungsverläufe und Bildungsbiografien wesentlich häufiger thematisiert. Gleichwohl muss man sehr genau hinschauen, von welchen Kindern hier im Einzelnen die Rede ist, wo und wie diese leben und (wenn man nicht nur *über* sie sprechen will), ob sie – je nach Alter und Fähigkeiten – direkt eingeladen werden, einmal offen und freimütig zu erzählen, wie es ihnen in ihrem Alltag, in der Familie, im Freundeskreis und in der Schule so ergeht. So leistet sich ein wirtschaftlich

zugkräftiges Land wie Deutschland immer noch, dass ca. jedes fünfte Kind von Kinderarmut betroffen ist, und dies seit Jahren relativ konstant (Grundmann & Winkler, 2022; Funcke & Menne, 2023). Auch das Wohlbefinden der Kinder in Deutschland rangiert im internationalen Vergleich allenfalls im Mittelfeld (Inchley et al., 2020; UNICEF, 2013; OECD, 2022). Ein sogenannter Wirtschaftswohlstand bedingt also nicht zwangsläufig, dass sich die nächste Generation wirklich gesehen und gut aufgehoben fühlt. Die hier allenfalls angerissene gesellschaftliche Kontroverse ließe sich problemlos auf weitere ›Entwicklungsbaustellen‹ für nachkommende Generationen in Deutschland ausweiten (Bildungssystem, medizinische Versorgung von Kindern und Jugendlichen, ökologische Nachhaltigkeit politischen Handelns, der Umgang mit jungen Menschen in Krisenzeiten, wie z.B. die Covid-Pandemie, etc.).

Gleichwohl: Bindung, Beziehung und feinfühliges Erziehung, Pädagogik aus der ›Perspektive vom Kinde aus‹, die Kommunikation mit Kindern ›auf Augenhöhe‹ und in jüngerer Zeit die sog. *frühkindliche* Bildung sind im Verlauf v. a. der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu zentralen Begrifflichkeiten avanciert, die in psychologisch-pädagogischen Überlegungen zur Kindesentwicklung heutzutage nicht mehr wegzudenken sind. Projekttitel wie »Auf den Anfang kommt es an« (Fthenakis et al., 2007), »No child left behind« (Bush, 2001; Husband & Hunt, 2015) oder »Keiner fällt durchs Netz« (Cierpka, 2009) sind zu zentralen Mantras familien- und sozialpolitischer Agenden sowie fachwissenschaftlicher Präventionsprojekten geworden. Aus einer geschichtsbewussten Betrachtung heraus ist dieser Perspektivenwechsel auf das Kind und sein (Innen-)Leben als nicht zu gering zu erachten, denn insbesondere im deutschen Sprachraum werfen Einflüsse wie die der »Schwarzen Pädagogik« (Bernhard, 2008), des verheerenden Elternratgebers »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind« (Haarer, 1934) oder die traumatischen Erfahrungen von zwei Weltkriegen im letzten Jahrhundert einen mehrere Generationen übergreifenden und teilweise heute noch unbemerkt wirkenden dunklen Schatten auf persönliche Familien- und Kinderbiografien.

Dass zur gesunden Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes mehr als nur die Befriedigung seiner physiologischen Bedürfnisse gehört, mag aus moderner entwicklungspsychologischer Sicht als ›Binsenweisheit‹ gelten. Gleichwohl sollte man sich in Erinnerung rufen, dass die Haltung, ein Kleinkind würde sich durch ausreichende Ernährung und die Einhaltung bestimmter Hygienestandards (›satt und sauber‹) scheinbar von selbst entwickeln, teilweise noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein bei medizinischen und pädagogischen Fachkräften im Rahmen institutioneller Betreuungspraktiken allgemein akzeptiert war (z.B. Berth, 2023). Insbesondere videografierte Beobachtungsstudien konnten diesen folgenschweren Irrtum aufdecken und widerlegen und lösten im weiteren Verlauf eine Art reflektorische Gegenbewegung aus. Diese führte zu einem allmählichen Umdenken hin zu einer beziehungs- und bindungsorientierten sowie trennungsbewussten Haltung in der pädagogischen Praxis.¹ Zu den einschlägigen filmischen Dokumentationen sind etwa die Deprivations- bzw. Hospitalismusstudien von René Spitz (1965/1981; 1945)², die von Bowlbys Mitarbeiter*innen, James und Joyce Robertson, durchgeführten Trennungsstudien³ (Robertson, Ja. & Robertson Jo., 1975) sowie auch die tierexperimentellen Studien von Harry Harlow (1958)⁴ zu nennen. Nicht zuletzt waren es die zeitlich später bzw. in

-
- 1 Manz (2020) beschreibt dies als Trend hin zum »empathischen Umgangsstil« (S. 600). In seinem faktendichten Band *Wenn Säuglinge reden könnten* wird deutlich, welch großem Wandel die erzieherischen Vorstellungen vom Säugling und Kleinkind im Verlauf der letzten 300 Jahre unterworfen waren.
 - 2 Spitz dokumentierte als quasi erster empirischer Babybeobachter den progredienten psychophysischen Verfall von Kleinkindern in Säuglingsheimen, die (nach Trennung von der Mutter) nur medizinisch versorgt wurden, aber keine emotionale Zuwendung bekamen.
 - 3 Das Ehepaar Robertson dokumentierte mit privaten Videoaufnahmen die Trennungsreaktionen von Kleinkindern, die (wie in London seiner Zeit üblich) für die Zeit der mütterlichen Geburt des Geschwisterkindes in fremde Pflegeobhut gegeben wurden.
 - 4 Harlow, ein US-amerikanischer Laborpsychologe, experimentierte in den 1950er Jahren – auf der Suche nach der »Mutterliebe« (*The nature of love*) – mit

den 1990er Jahren begonnenen systematischen Untersuchungen von Kindern aus rumänischen Waisenhäusern (*Bucharest Early Intervention Project*), die die Weltöffentlichkeit erneut und auf schockierende Weise auf das sprachlich kaum fassbare Ausmaß an psychosozialer Deprivation dieser Kinder und ihre dramatische Entwicklungsfolgen aufmerksam machten. Die unmissverständliche Botschaft war abermals: Müssen Kinder von Anbeginn ihres Lebens zuverlässige und feinfühligke Bezugspersonen entbehren, haben sie nicht nur eine geringere physiologische Überlebenswahrscheinlichkeit, sondern sind in ihrer langfristigen biopsychosozialen Entwicklung nachhaltig beeinträchtigt. Im Gegenzug können früh einsetzende, hochqualitative Betreuungs- und Pflegeumwelten kompensatorische Langzeiteffekte sowohl auf die sozio-emotionale als auch die kognitive Entwicklung entfalten (King et al., 2023).

Der vorliegende Band hat sich zum Ziel gesetzt, einerseits über die biologisch-evolutionären und psychosozialen Grundlagen kindlicher Bindungsentwicklung zu informieren. Andererseits werden aus anwendungsbezogener Sicht fachliche Reflexionsgrundlagen für die erzieherische Beziehungspraxis in Familien und außerfamiliären Betreuungssettings (v.a. der ersten sechs Lebensjahre) vermittelt. Dabei soll verdeutlicht werden, dass *Bindung* ein lebenslanges Entwicklungsmotiv darstellt, das nicht nur in der (frühen) Kindheit und in exklusiven Mutter-Kind-Dyaden aufgehoben ist, sondern für die Gestaltung kultur-, geschlechts- und generationenübergreifender Be- und Erziehungskontexte im familiären und familienergänzenden

Rhesusaffenjungen und konnte mittels experimenteller Versuchsanordnungen u. a. zeigen, dass vom Muttertier getrennte Affenjungen unter Stressbedingungen intuitiv häufiger eine Drahtatrappe mit Fellüberzug (»Kuschelfaktor«) anstatt eine mit Milchflasche aufsuchen bzw. bevorzugen. Damit sollte der empirische Nachweis erbracht werden, dass Kontakt- und Nähebedürfnisse ein vom oralen Hungertrieb getrenntes bzw. eigenständiges Motivsystem sind. Ein Video zu dem klassischen Experiment lässt sich im Internet finden.

Umfeld konstitutiv ist. Vor diesem Hintergrund kann die Bindungstheorie unter den humanwissenschaftlichen Disziplinen des vergangenen Jahrhunderts zweifelsohne als diejenige Theorie angesehen werden, die – neben der Psychoanalyse und ihrer zahlreichen Weiterentwicklungen – den nachhaltigsten Einfluss auf unser Verständnis von zwischenmenschlichen Prozessen und (früh-)kindlichem Erleben und Verhalten ausgeübt hat. Im Zusammenwirken mit einem v.a. in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland als gesellschaftliches ›Idealk‹ aufkommenden bürgerlichen Kleinfamilienmodells, das familienpolitisch protegiert wurde, wurde die sicherheitsspendende Betreuung von (Klein-)Kindern exklusiv im familiären, d.h. *mütterlichen* Umfeld verortet. Entsprechend hatten bindungstheoretische Konzepte lange Zeit über eine ›programmatische‹ Nähe zu familiären Betreuungssettings. Auch wenn der Gründungsvater der Bindungstheorie, *John Bowlby (1907-1990)*, anders als häufig berichtet nicht nur die leibliche Mutter-Kind-Dyade als einzig förderliche Bindungsbeziehung für eine gedeihliche Entwicklung von Kleinkindern ansah, wurde die Bindungstheorie anfangs über längere Zeit ›monotropisch‹ ausgelegt, indem man Bindungsbeziehungen, die nicht mütterlich oder familiennah waren, mit einer gewissen Grundskepsis begegnete. Mittlerweile hat sich die Forschungsperspektive weiterentwickelt und auf nicht-mütterliche Bezugspersonen (z.B. Väter, pädagogische Fachkräfte) sowie nicht-familiäre Betreuungs- und Lernorte (z.B. Kitas, Schule) ausgeweitet. Entsprechend finden Erkenntnisse der internationalen Bindungsforschung auch in Praxisfeldern, wie z.B. der Kinder- und Jugendhilfe oder -psychiatrie, zusehends Akzeptanz und Anwendung.

Zur Orientierung im Buch



Infokasten



Zusammenfassung



Literaturempfehlung

2 Was ist »Bindung«?

»Bindung ist das gefühlsgetragene Band, das eine Person zu einer anderen spezifischen Person anknüpft und das sie über Raum und Zeit miteinander verbindet« (John Bowlby⁵).

Bindung ist ein psychisches Grundbedürfnis, das unabhängig vom Nahrungstrieb existiert.⁶ Das Bindungsmotiv hat einerseits eine *evolutionär-physiologische Komponente*, die das körperliche Überleben des Kindes (Hunger stillen, Wärmeregulation, äußere Gefahrenabwehr etc.) gewährleisten soll, andererseits eine *psychologische Komponente*, welche das Bedürfnis nach vertrauensvollen und Sicherheit spendenden zwischenmenschlichen Beziehungen umfasst. Ein Kleinkind, welches beide Aspekte regelmäßig und vorhersagbar befriedigt bekommt, kann sich sicher gebunden fühlen und zugleich als lebenswert erleben.

In der Bindungstheorie hat der Begriff *Bindung* respektive *Bindungsbeziehung* eine spezifische Bedeutung. So verweist Bindung nicht auf die (quantitative) Dauerhaftigkeit oder biologische Verwandtschaft einer Beziehung, sondern einerseits auf die Aktivierung des kindlichen Bindungsverhaltenssystems, andererseits auf die *spezifische Qualität* einer Bezugsperson als Bindungsperson. Das Bindungssystem wurde von Bowlby explizit nicht als Trieb, sondern als *zielkorrigiertes Verhaltenssystem* definiert, das primär durch Defiziterfahrungen aktiviert wird.

Als Bindungsverhalten gelten all jene Verhaltensweisen, die geeignet sind, die Nähe und Erreichbarkeit der Bindungsperson zu

5 Dieses »Zitat« von John Bowlby findet sich in vielen Fachpublikationen, v. a. zu Beginn (so auch hier), wurde aber sinngemäß durch Karin Grossmann (unter Bezug auf Bowlby, 1979) in den deutschsprachigen Diskurs eingeführt (persönliche Mitteilung vom 25.02.2024).

6 Vgl. Harlow (1958).

versichern oder wiederherzustellen (Weinen, Schreien, Nachlaufen etc.). Potenzielle Auslöser für Bindungsverhalten sind alle kindlichen Erfahrungen von Unsicherheit, wie z.B. Krankheit, Müdigkeit, tatsächlich oder vermeintlich antizipierte Trennungen von der Bindungsperson, akute Bedrohungen (z.B. durch unbekannte Situationen oder fremde Personen) oder auch Reizüberflutung bzw. Überstimulationen. Die Qualität als Bindungsperson ist nicht durch eine äußere oder biologische Verwandtschaftskategorie (z.B. Mutter, Geschwister) definiert, sondern durch ihre *spezifische Funktion und Bedeutung, die die Person in der Beziehung für das Kind hat*. Eine Bezugsperson hat sich aus Sicht des Kindes aufgrund erlebter Interaktionserfahrungen als Bindungsperson bewährt, weil sie zuverlässig und vorhersehbar zur (Co-)Regulierung des aktivierten Bindungssystems beitragen konnte, um dem Kind ein *Gefühl von physiologischer und/oder psychologischer Sicherheit* zu vermitteln. Die Qualität der Bindungsbeziehung zwischen Kind und Bindungsperson ist deswegen auch nicht auf andere Personen »übertragbar«, sondern immer das Resultat der individuellen Lern- und Erfahrungsgeschichte zwischen Kind und einer konkreten Bezugsperson. Die frühen Bindungserfahrungen mit wichtigen Bezugspersonen in der Kindheit haben Einfluss darauf, wie bindungsrelevante Situationen in der Kindheit und auch im späteren Erwachsenenalter erlebt und verarbeitet werden, d.h. wie wir diesbezügliche Gefühle wahrnehmen und regulieren. Je nach Entwicklungs- und Lebensalter äußern sich Bindungsmuster auf unterschiedlichen Ebenen.

Kinder, die von Geburt an die Erfahrung machen, dass ihre Äußerungen verstanden und zeitnah und angemessen beantwortet werden, lernen, dass sie sich bei Unwohlsein auf ihre Hauptbezugsperson(en) verlassen können. Die kindliche Beziehungslogik könnte etwa lauten: »Immer, wenn ich mich unwohl fühle und getröstet werden möchte, erlebe ich, dass meine Bezugsperson meinen Kummer wahrnimmt, diesen anspricht und mir Nähe und

Trost zum Bewältigen meiner Gefühle gibt. Dadurch lerne ich, darauf zu vertrauen, mich immer an sie wenden zu können.«

2.1 Wann beginnt der Bindungsaufbau?

Der Aufbau der Bindungsbeziehung zwischen Eltern und Kind beginnt nicht erst mit der Geburt, sondern bereits in der vorgeburtlichen (*pränatalen*) Phase. Die direkte Verbindung der Mutter mit ihrem Kind über die Nabelschnur und Plazenta stellt nicht nur aus physiologischer Sicht eine essenzielle Verbindung dar, deren körperlich-zelluläre und psychoneurophysiologische Mechanismen (inkl. Epigenetik) erst allmählich aus der Grundlagenforschung an die interessierte Öffentlichkeit gelangen. Auch wenn es vorgeburtlich noch zu keinen von außen direkt beobachtbaren Interaktionen zwischen Mutter und Kind kommt (sieht man einmal von den Kindsbewegungen im Mutterleib und den elterlichen Reaktionen hierauf ab), entwickeln Eltern spätestens nach Kenntnis der Schwangerschaft unterschiedliche Fantasien und Wunschvorstellungen in Bezug auf ihr künftiges Kind: Wie wird das Kind vom Wesen her wohl sein? Wird es gesund sein? Welche Art von Erziehung und Förderung möchte ich ihm später zugutekommen lassen? Etc. Eltern entwickeln dabei möglicherweise ein inneres Bild vom ›idealen Kind‹, welches später mit dem realen Kind in Übereinstimmung gebracht werden muss. Die von den Eltern wahrgenommenen Kindsbewegungen im Mutterleib können hierfür Auslöser und Projektionsfläche für dem Kind zugeschriebene Eigenschaften sein: Was möchte es mir mit seinen ›Tritten‹ sagen? Nimmt es gerade Kontakt mit mir auf? Bestimmt wird es später einmal ein ganz aktives Kind sein usw.

Die bei *beiden* Elternteilen ausgelösten Gedanken und Gefühle müssen dabei nicht nur durchweg positiv getönt sein (und können es auch nicht). In die anfängliche Freude und Euphorie können sich

möglicherweise auch Sorgen und Befürchtungen hinsichtlich der mit dem Übergang zur Elternschaft erwarteten Veränderungen (z.B. eigene Partnerschaft, zukünftige Berufsausübung) dazu gesellen. Der innere Gefühlszustand positiver und negativer Stimmungen und Gefühle stellt an sich einen zunächst normalen und durch das allgemeine Veränderungsgeschehen verursachten Übergangszustand dar, der bei Eltern ein hinreichendes Maß an sog. *Ambivalenztoleranz* (d.h. das Akzeptieren und Halten von widersprüchlichen Gefühlen, Motiven etc.) erfordert. Extreme Ambivalenzen und/oder negative Affekte bezüglich der Schwangerschaft können auf einen tiefer liegenden, innerseelischen Konflikt zurückgehen, der gegebenenfalls einer einfühlsamen therapeutischen Begleitung bedarf. Generell ist diesen bei Müttern wie auch Vätern vorgeburtlich ablaufenden Prozessen verstärkte Aufmerksamkeit zu schenken, um das subjektive Stresserleben (insbesondere der Mutter) zu minimieren bzw. Sicherheit und Zuversicht in Bezug auf die anstehende Geburt zu erreichen. Studien belegen, dass pränataler Stress zu Früh- und Mangelgeburtnlichkeit wie auch zu einer Beeinträchtigung der emotional-behavioralen Entwicklung des Säuglings führen kann (Wurmser, 2007). Verunsicherungen und Ängste der werdenden Mutter können auch durch frühere Fehl- oder Todegeburten verstärkt werden, die als Traumatisierung nachwirken und durch die neue Schwangerschaft »getriggert« werden. In solchen Fällen ist neben der medizinischen stets auch eine kompetente psychosoziale Begleitung oder gegebenenfalls Psychotherapie indiziert (Brisch, 2007). Gleiches gilt für die im Rahmen der vorgeburtlichen Diagnostik möglicherweise ausgelösten Unsicherheiten (z.B. Angst vor Fehlbildungen des Kindes etc.).

Die größere »biologische Nähe« der Mutter zum Kind verhindert allerdings nicht, dass auch Väter von dieser vorgeburtlichen Vorstellungsdynamik »angesteckt« und in diese eingebunden werden. Insofern kann zurecht von einem sog. *pränatalen Beziehungsdreieck* gesprochen werden (von Klitzing et al., 1999). Diese frühen Bindungsprozesse auf der Vorstellungs- und Fantasieebene sind wichtig und helfen, den emotionalen Raum vorzubereiten, in den das Kind